

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 186.

Dienstag, 11. Juli

1933.

Drei Schwestern stehen am Kreuzweg

Roman von Elsa Maria Bud.

17. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Beide Damen riefen zugleich: „Was, Bredow?“ Und Manuela nahm ihm ganz schnell den Brief aus den Händen und begann zu lesen. Sie hatte dabei einen mütterlichen Zug von Freude.

„Siehst du, da hast du es, mein Junge!“ rief sie. „Mit Ihnen ist es schon zum Akazien-Hinaufklettern! Und so was schwankt noch, was er sein soll! Also jetzt gibt's nur eins: Ab, schleunigst ab nach Berlin! Den Brief an den Wolfgang Kühn schreib ich. Soll der alte Architekt mal was für den Jungen tun. Da sind ja alle Türen auf mit diesem Erfolg!“

„Ja!“ sagte Bredow bloß; er wußte jetzt auch nicht recht: sollte er sich darüber freuen oder nicht. Was sollte er überhaupt tun?

Er sah mal wieder zwischen zwei Feuern, wie die ganze letzte Zeit, seit er auf dem Köllerschen Gute war. Erst waren es Manuela und Edna gewesen, zwischen denen er sich hin und hergezogen fühlte. Und jetzt, da sich das Gefühl in ihm klärte, daß die jüngere siegen werde, siegen müsse — jetzt sollte er schnurstracks nach Berlin eilen und all das Unausgesprochene mit sich schleppen? — Er würde kaum je wieder zurückkehren können zu diesen freundlichen Menschen, denn er war doch nur durch Manuela hier.

Inzwischen kommandierte die Sängerin fröhlich, als hätte sie einen eigenen Triumph: „Also heute wird noch das Fest mitgemacht, als letzter schöner Abschluß! Morgen wird Abschied genommen, und Sie dampfen ab nach Berlin! Dann muß ich auch weg.“

„Wohin? Warum?“ rief Edna erstaunt. „Du bleibst doch bei uns, Manuela!“

„Nein, mein Herz, es ist genug für einen Menschen, dem der Wechsel das Leben selbst ist! Genug von ländlicher Ruhe und sehr viel gutem Essen! Ich fahre auf kurze Zeit zu Freunden nach München!“

„Davon hast du bisher noch nie etwas gesprochen!“ protestierte Edna.

Manuela streifte Bredows Gesicht mit einem schnellen Blick; das trug einen verdeckten Ausdruck von Schuld-bewußtsein.

„Habe ich noch nichts davon gesprochen?“ fragte sie langsam. „Ach — ja, es ist möglich. Aber die vorge-sehene Faulenzerzeit ist ja sowieso bald um. Kinder, alle unsere Erwartungen haben sich erfüllt, und für Manuela ist es Zeit zum Abgang.“

Der geheime Sinn ihrer Worte konnte Edna nicht klar werden. Nur der junge Bredow fühlte, wem das Wort galt: Alle unsere Erwartungen haben sich erfüllt! Die Stunde war gekommen, die sie ihm einmal zwischen Lachen und Ernsthaftigkeit prophezeit hatte — die Stunde, in der er sich zur anderen, Jüngeren wenden würde.

In den Wochen hier, auf Ritten durchs sommerliche Land oder im Rasen des Parks, wenn er hinter seiner Staffelei saß und träumte, anstatt zu malen, war das süße ewige Spiel der Liebeschwärmerei noch einmal für sie innigstes Erlebnis geworden! Wann war es je genug davon, wann mußte man abtreten und den Abend erwarten, der stets zu früh kam?

Schönes Leben — oh, immer geliebtes Leben, zwischen Rausch und Reue — hier hatte sie ausgeruht, hier in dieser knabenhaften Liebe eines reinen Jungen hatte sie einmal tief ausgeatmet! Und ein Rest Jugend war wiedergekehrt, hatte ihr den Schritt beflügelt, die Stimme mit neuen Kräften gelobt. Wenn sie jetzt sang, fühlte sie, daß sie verwandelt war, daß eine größere Frische lohnte — der Verzicht auf London war Klugheit gewesen!

Und dann war es sacht gewachsen, was sie ahnend vorausgesehen hatte — Ednas feuriger Liebreiz, ihr Temperament, ihre gesangliche Gabe überdeckten Bredows jugendliche Neigung für sie, die reife Frau. Immer öfter drängte er sich in die Gesellschaft des jungen Mädchens. Edna tat nichts, ihn zu ermuntern. In diesem Kopfe mußten düstere Dinge herrschen, schien ihr manchmal.

Auch jetzt sah sie da, als wäre sie nur halb bei den Dingen rundum. Sie hatte sich über Bredows Erfolg einen Augenblick lang gefreut; doch schon kurz darauf zeigte sie wieder den gewohnten brütenden Augenausdruck.

Sie schien sich plötzlich auf etwas zu besinnen und fragte: „Aber was wird denn dann mit meinen begonnenen Gesangsstudien, wenn du abreist, Manuela?“

„Liebes Kind, du brauchst doch nur zu wollen, und du weißt, du wirst dein Studium in Berlin aufnehmen dürfen. Du mußt nach Berlin zur Cornetti, und sie macht dich. Ich habe dich schon im letzten Brief erwähnt.“

Bredow hatte einen Moment ein strahlendes Gesicht. Sie in Berlin — er in Berlin; dann konnten ja seine schwächernen Träume Wirklichkeit werden!

Aber schon rief Edna: „Das ist unmöglich!“

„Warum ist es denn unmöglich?“ fragte Manuela etwas ärgerlich. „Was bindet dich denn nur so fest, daß du lieber deine Zukunft aufs Spiel setzest, als von hier fortzugehen?“

Bredow hatte sich mit gespanntem Ausdruck zu Edna herüber gebeugt, keine Regung ihres Ausdrucks durfte ihm entgehen! Denn was Manuela hier fragte, das fragte er sich seit Tagen unaufhörlich.

Edna antwortete spröde: „Ich muß abwarten, wie es hier im Hause ist, wenn Irene uns verläßt.“

Manuela lachte leicht auf: „Na, Edna, Kind, soviel Lasten hat man dir ja nicht auf gepackt, daß du hier unentbehrlich sein solltest.“

„Das ist es auch nicht!“ sagte Edna jetzt, ablehnend im Ton. „Meine Gründe habe ich aber. Sie sind wichtig genug.“

Bredow machte ein sehr betroffenes Gesicht.

Manuela nahm sich eine Zigarette vom Tisch und rauchte sie schweigend an. Sie fühlte, sie prallte hier an ein unüberwindliches Hindernis. Dieses Mädchen öffnete sich nicht so leicht. Abgründe auch hier, im Leben eines wohlbehüteten Kindes auf weltentlegenem Gut!

„Du mußt selbst wissen, wie du dir dein Leben einrichtest!“ sagte sie nach einer Weile. Sie stand auf. „Ich gehe jetzt hinunter auf die Terrasse, da steht mein Schreibzeug. Ich lege den Brief an den Architekt Kühn auf. Und dann marsch nach Berlin, Jung-Bredow, und energisch die Zukunft angepackt!“

Als Manuela ins untere Stoawerk hinabging, hörte sie durch die halb angelehnte Tür des Salons eine gedämpfte geführte Unterhaltung. Irene und Marga? — Man schien drinnen ihren Schritt gehört zu haben, denn die Tür wurde plötzlich geschlossen. Das Empfinden, daß in diesem friedlich scheinenden Hause nicht alles in Ordnung war, daß irgend etwas, irgendein geheimer Konflikt zwischen den Schwestern bestand, wurde ihr jetzt zu bestimmtem Wissen.

An der Tür, die so schnell geschlossen wurde, lehnte Irene und sprach eindringlich ins Zimmer hinein.

„Ich kann dir nicht raten, Marga! Wie darf ich das, wie kann ich das? Einen so verantwortungsvollen Entschluß muß jeder selber fassen. Aber ich will dir noch einmal und immer wieder sagen: Ich weiß nicht, ob du es aushältst, armes Schwesterchen!“

Marga stand am Flügel, sie war blaß; die Augen lagen in Schatten.

„Ich muß!“ sagte sie. „Du weißt ja nun selbst, wie es um Edna steht.“

„Es ist Wahnsinn!“

„Ja, es ist Wahnsinn! Und weil ich das einsehen muß, bin ich die Schwächere. Wer einsteht, ist immer der Verlierende.“

„Es tut mir so weh, dich so reden zu hören.“ Irene ging zur Schwester und legte den Arm um sie.

„Mir tut noch viel mehr weh!“ erwiderte Marga bitter. „Aushalten!, sagst du. Ich habe so viel ausgehalten die ganze Zeit seit dem Gespräch mit Edna, bis ich zu meinem Entschluß gekommen bin — ich weiß nicht, was mir eigentlich noch Schlimmeres passieren kann.“

„Und so soll ich euch nun verlassen, in diesem entsetzlichen Zustand?“ sagte Irene verzweifelt. „Nichts ist klar und gut, alles hängt so schrecklich in der Luft —“

„Es ist alles ganz klar, es steht alles ganz fest!“ Marga schluckte trocken. „Ich muß verzichten, und ich werde es tun!“

Irene drückte die Schwester enger an sich. „Liebe Marga!“

Umschlungen standen die Mädchen da.

Auf Manuelas Balkon sahen Edna und Bredow, wie die Sängerin sie verlassen hatte.

Das Sonnenzelt plusterte im warmen Winde über ihnen, sonst war es still. Nur vom Entenpfuhl kam das laute Geschnatter der jungen Mütter, die mit ihrem eiergelben Nachwuchs im Wasser plätscherten. Aus der Ferne, vom sonnenheißen Saum der Felder her drang das leise, dumpfe Geräusch der Dreschmaschinen.

Edna dehnte sich einmal, als ob sie eine Last wegzu stemmen versuche. Ein trübes Lächeln war da, als sie Bredow ansah.

„Sie hat gut reden, die große Manuela!“ sagte sie. Er nahm ihre Hand in die seine. „Liebes Fräulein Edna, wollen Sie nicht offen zu mir sein? Es bedrückt Sie etwas, ich spüre es die ganze Zeit!“

Sie fühlte eine warme Welle durch ihr Herz gehen. Reden dürfen! Die entsetzliche Last, mit der sie sich schleppte, einem mitfühlenden Menschen mitteilen! Einem Menschen, der ihr zugetan war, wie sie es von Bredow wußte. Aber es ging ja nicht.

Kurz sagte sie: „Man kann nicht darüber reden —“ „Nicht reden?“ Fräulein Edna, Sie müssen jetzt mit mir sprechen. Frau von Köller hat recht, ich muß sofort

nach Berlin. Es ist vielleicht die letzte Stunde, in der wir uns noch einmal ruhig sprechen können. Ich bin — ich habe — ich habe Sie lieb, Fräulein Edna! — Und wenn Sie's auch nur ein bißchen erwidern würden — nur ein bißchen — ich wäre schon so froh darüber, und ich ginge mit so leichterem Herzen fort. — Wenn Sie dann auch kämen, Edna, denken Sie, und wir würden beide für unsere Zukunft arbeiten — wie schön wär' das!“ Er hatte schnell ihre Hand geküßt.

„Ja — schön war' das —“, sagte Edna träumerisch und ließ ihm die Hand — „schön wär' das schon, mal ohne Kummer leben! — Aber es geht nicht! Mein Schicksal will's anders!“

„Was haben Sie, Edna!? Seien Sie doch offen zu mir!“ drängte er. „Sie können mir vertrauen, Sie können sich auf mich fest verlassen! Ich will auf Sie warten — Jahre, wenn es sein muß! Was Sie jetzt bedrückt, wird doch vielleicht einmal vorübergehen. Aber was ich für Sie empfinde, geht nicht vorüber!“ Er schwieg mit heißem Gesicht.

In Edna drängte es zur Aussprache, zum Sich-anvertrauen. Aber es war ja Liebe, was da zu ihr geredet hatte! Wie sehr würde sie ihn verwunden, wenn sie sagen müßte: „Ich liebe einen andern.“

Es schien, als wenn er ihre Gedanken feinsüßlich erraten könne.

„Vielleicht — vielleicht ist Ihr Herz bei einem andern —“, sagte er leise. „Aber auch das müssen Sie mir sagen! Denn Sie sind ja nicht glücklich, und ich will da sein und Ihnen helfen können. Ist es das, Edna? Sprechen Sie doch endlich!“

Sie wurde sehr blaß. Sie sagte mit einem Ton des Flehens: „Quälen Sie mich nicht! Sie wissen doch schon fast alles, auch wenn ich es nicht sage!“

„Es ist also das!“ murmelte Bredow und senkte traurig den Kopf. — „Aber ich will auf Sie warten, Edna! — Denken Sie immer, daß Sie mich als Freund haben und daß Sie zu mir kommen müssen, wenn Sie sich nicht helfen können!“

Edna drückte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen, ich werde es nicht vergessen.“

„Ich habe also Ihr Versprechen, Edna, daß wir uns nicht ganz verlieren!“

„Sie haben es!“

Bredow richtete den Kopf auf und sah ihr fest in die Augen: „Noch etwas muß ich Ihnen sagen, Edna! Ich habe das Gefühl, daß ich hier in einer etwas zweideutigen Situation vor Ihnen stehe. Man hat mich so großzügig als Gast aufgenommen, und doch bin ich als Anhängel unserer Maestra gekommen. Was Sie sich alle dabei gedacht haben, weiß ich nicht.“

„Nun“, sagte Edna mit zarter Klugheit, „wir gaben Ihnen die Rolle des Rosenkavaliers.“

Er lächelte verlegen.

„Ja, das war auch meine Rolle! Ich will Ihnen ehrlich sagen. Liebe Edna, Frau Manuela ist der erste große Eindruck meines Lebens. Sie ist die Frau jenseits von Alter und Alltag, deren Zauber ein junger Mensch leicht erliegt. Man denkt eine Weile — das ist Liebe. Aber es ist, wenn man es erkannt hat, Verehrung für das große Weibliche, das sie verkörpert.“

„Ich verstehe Sie schon!“ sagte Edna gutmütig.

„Liebe Edna“, wieder beugte er sich über ihre Hand und küßte sie, „ich darf Ihnen schreiben, wenn ich in Berlin bin — nicht wahr? Ich will Ihnen alles schreiben, was mich angeht, innerlich und äußerlich! Sie sollen fühlen, daß Sie nicht allein sind, weil ich mit Ihnen denke und erlebe.“

Am Nachmittag kam Herr von Schrader im eleganten Auto vorgefahren, um die Damen zum Fest nach Angerhöhe zu bringen. Ein Einglas im linken Auge, den Sportmantel über dem eleganten Sommeranzug mit allzu gepolsterten Schultern, entstieg er seinem Sitz und begrüßte in korrekter Haltung die Damen.

Vor Manuela beugte er sich um einige Grade tiefer und murmelte:

„zückt, gnädige Frau, die unvergleichliche Ehre zu haben.“ — Das Übrige erstarb. (Fortf. folgt.)

Spruch.

Viel mußt du lernen hier auf Erden
Geplagtes Menschenkind! Indessen
Willst du darauf auch glücklich werden,
Dann mußt du noch viel mehr vergessen!

K a s p a r K ö g l e r.

Angela.

Von Genö Ohligschläger.

Dies ist die Geschichte einer großen Liebe, eine durchaus wahre Geschichte, so unwahrscheinlich sie auch klingt. Heute, zwanzig Jahre, nachdem sie sich ereignet hat, erregt sie mich noch genau so wie damals. Ja, ich finde, heute, wo eine große Liebe, eine Liebe, die das Leben eines Menschen ganz ausfüllt, zu den Seltenheiten gehört, ist das Schicksal jenes Mädchens erst recht erzählenswert.

Es war im Jahr 1913. Wir wohnten damals — ich war ein Junge von 15 Jahren — in Frascati, einem ländlichen Vorort von Rom. Wir verkehrten mit vielen römischen Familien und besonders häufig waren wir im Hause des Professors F. . . zu Gast. Dort waren zwei Töchter, eine achtzehn- und eine zwölfjährige. Die jüngere, Mimina, war mit meiner Schwester befreundet und besuchte uns oft in Frascati. Die ältere, Angela, die für mich (und auch für berufene Erwachsene) der Inbegriff weiblicher Schönheit war, sahen wir meist nur in Rom, da sie schon in dem Alter war, in dem junge Mädchen aus gutem italienischem Hause nur in Begleitung würdiger Verwandter oder des Dienstmädchens auf die Straße gehen dürfen.

Eines Tags hatte ich eine Besorgung in Rom zu machen. Bei dieser Gelegenheit suchte ich auch die Familie F. . . auf. Als ich schellte, öffnete mir das Mädchen mit verweinten Augen. Bestürzt fragte ich, ob etwas passiert sei. Sie führte mich in die Diele und sagte, während ihr dicke Tränen die Wangen herunterliefen: „Das arme Fräulein Angela, das arme Fräulein Angela!“ Und dann murmelte sie ein langes Gebet. Ich wußte gar nicht, was ich tun sollte, als endlich Mimina eintrat und mich ebenfalls mit schmerzlich bewegter Stimme begrüßte. Ein Traum hätte mir nicht betrübender vorkommen können als das, was die beiden mir nun abwechselnd, eine die andere in frommen Wünschen für die unglückliche Angela überbietend, erzählte.

Es war jetzt schon eine Woche her, daß Angela sich in ihr Zimmer eingeschlossen hatte und durch keine Nacht der Erde zu bewegen war, sich zu zeigen. Die verzweifeltsten Bitten ihrer Eltern, gütliche Zusprüche des Pfarrers, energische Aufforderungen der verschiedensten Ärzte, nichts, nichts vermochte sie zu veranlassen, die Tür zu öffnen. Sobald jemand mit Gewalt einzudringen versuchte, schrie sie mit einer Heftigkeit, die keinen Zweifel am Ernst ihrer Absicht aufkommen ließ, daß sie sich aus dem Fenster stürzen werde. Mimina war die einzige gewesen, die sie nach endlosen Bitten erweichen konnte, den Grund ihres sonderbaren Handelns anzugeben. Und was sie ihr gesagt hatte, war so unvernünftig, daß es den Ärzten die Gewißheit gab, daß sie aus irgendwelchen rätselhaften Gründen von einer furchtbaren fixen Idee befallen sei. Sie hatte der Schwester erklärt, sie werde von nun an niemals mehr in ihrem ganzen Leben irgend jemand ihr Gesicht zeigen, denn sie sei so häßlich, daß jeder, der sie sähe, sie verabscheuen müsse. Ja diese Vorstellung ging so weit, daß sie versicherte, sie werde nicht einmal sich selbst jemals wieder im Spiegel betrachten, da der eigene Anblick ihr Abscheu einflößen würde.

Vergebens hatte man gehofft, der Hunger werde sie zwingen, aufzuschließen. Aber an den ersten beiden Tagen hatte sie überhaupt nichts zu sich genommen und dann waren die geängstigten Eltern auf ihren Vorschlag eingegangen, ihr das Essen durch die ein wenig geöffnete Tür hineinzureichen, während sie hoch und heilig schwur, sich im selben Augenblick ein bereitgehaltenes Messer ins Herz zu stoßen, sobald jemand versuchen sollte, in ihr Zimmer einzudringen. Auf gleiche Art hatte sie es durchgeführt, daß man sie nachts, wenn das ganze Haus im Dunkel lag, unbehelligt das Bad aufsuchen ließ. Der Arzt, der sie einmal von einem Versteck aus hierbei beobachtete, sah, daß sie ihr Gesicht zur Vorsicht mit einem Schleier bedeckt und die Spitze eines Messers in ihrer Rechten tatsächlich auf ihre Brust gesetzt hatte, um im Falle einer Überraschung sofort ihre Drohung wahr machen zu können.

Erst ein halbes Jahr später kamen wir wieder mit der Familie F. . . zusammen. Angela hatte zunächst wochenlang ihre seltsamen Wünsche durchgeführt. Dann hatte man ihr eines Abends ein Schlafmittel ins Essen gemischt und sie

schlafend in ein Sanatorium gebracht. Sie war, wenn möglich, noch schöner geworden. Ihre Züge waren durch das Leid, das die Ursache ihrer Zwangsvorstellung sein mußte, noch besellter geworden. Aber als sie zum Bewußtsein kam, machten furchtbare Tobsuchtsanfälle abwechselnd mit Weinkrämpfen und totenähnlicher Verhärte alle Künste der Ärzte zunichte, und ein rapider Kräfteverfall zwang sie, schon nach wenigen Tagen die Krante wieder in ihr Zimmer bringen zu lassen und ihr zu Willen zu sein.

Seit der Zeit hatte man sie gewähren lassen. Sie verließ das Zimmer nur, wenn sie wußte, daß niemand zuhause war. Zuweilen setzte sie sich verschleiert ans Fenster und betrachtete das Leben auf der Straße. Langsam gewöhnte man sich an ihren Zustand und das einzige, was man für sie tun konnte, war, daß man in innigen Gebeten Gott und alle Heiligen um Befreiung von der auferlegten Krankheit anflehte.

Angela hatte erfahren, daß wir Kinder bei Mimina waren, und bat uns, sie zu begrüßen. Bellokommenen Herzens gingen wir hinauf an ihre Tür. Sie sagte uns freundlich guten Tag und plauderte mit uns ganz wie früher, als ob nichts vorgefallen wäre. Das war ja gerade das Erschütternde, daß sie in allen übrigen Dingen vollkommen normal und vernünftig dachte. Ja, sie war nicht einmal lebensüberdrüssig oder auch nur traurig. „Kommt bald wieder“, sagte sie, als wir uns verabschiedeten, „ich freue mich immer über euren Besuch. Es tut mir ja so leid, daß ich euch nicht empfangen kann, aber ihr wißt, daß mich niemand mehr anschauen darf, denn ich bin so häßlich, daß ihr mich hassen würdet, und jetzt mögt ihr mich doch noch gern. Nicht wahr, ich habe recht und ihr versteht mich?“

Angela beharrte in ihrem Wahn Wochen, Monate, Jahre. Und eines Tages entschloß sie sich, auch dem wenigen, was die Welt noch für sie bot, zu entsagen und ins Kloster zu gehen. Hätte sie ein gewöhnliches Kloster gewählt, so wäre das mit ihrem Willen, niemand ihr Gesicht zu zeigen, nicht vereinbar gewesen. Und so ist es verständlich, daß sie in ein Kloster der Karmeliterinnen eintrat, die der Volksmund die „Sepolte vive“, die „Lebendig-Begrabenen“ nennt. Die „Sepolte vive“ schließen sich auf Lebenszeit vollkommen von der Mitwelt ab. Sie sprechen weder mit einem Fremden noch untereinander je ein Wort. Wenn sie sich begegnen, begrüßen sie sich mit einem leisen Gebet. Im übrigen verständigen sie sich nur durch Gesten und Bewegungen. Ihr Gesicht verhüllt immer ein dichter Schleier. Sie wohnen in winzigen, weiß gefalteten Zellen, schlafen auf Stroh in einem Tannenhölzbett, das zum Zeichen der Buße mit einer schwarzen Decke bezogen ist, waschen sich knieend in einer kleinen hölzernen Schüssel, die auf dem Fußboden der Zelle in einer Ecke steht und für die sie das Wasser nur mit einem Schöpflöffel herbeibringen dürfen. Die größte Zeit des Jahres verbringen sie mit Fasten und geistlichen Übungen. Kein Park, kein Garten gehört zu einem solchen Kloster. Sie dürfen das Haus, in dem sie eingeschlossen sind, lebend nicht mehr verlassen.

Angelas Eltern hatten sich schließlich in das Unabänderliche gefunden, und nach Ablauf der Probezeit verpflichtete sich Angela durch die „enbgültigen und feierlichen Gelübde“ zur lebenslänglichen vollkommenen Abkehr von der Welt.

Mit vielen Deutungen hat man versucht, Angelas Geheimnis zu erklären. Aber es wäre auch heute noch bei bloßen Vermutungen geblieben, wenn nicht vor kurzem das Geständnis einer Sterbenden die Lösung des Rätsels gebracht hätte. Die Witwe eines im Kriege gefallenen römischen Arztes, die einst eine Schulfreundin Angelas gewesen war, ließ, als sie lebensgefährlich erkrankte, Angelas Mutter an ihr Sterbebett rufen und erklärte ihr, was einst der Grund zu Angelas Krankheit gewesen war.

Angela hatte, halb noch ein Kind, halb schon fühlende Frau, ihr Herz an einen Mann verloren und in dieser Liebe den Sinn ihres Lebens gesehen. Doch kurz bevor er seinem Versprechen, bei ihren Eltern um ihre Hand anzuhalten, nachkam, wandte er sich vor ihr ab und heiratete die, die ihre beste Freundin gewesen war.

Angela, arme, kleine, unglückliche Angela, jetzt verstehen wir deinen Wahn und dein Leid! Du hattest geliebt mit aller Inbrunst deiner jungen Seele und du hattest geglaubt, daß es auch für deinen Geliebten nichts anderes auf der Welt geben könne als dich! Und als er dich betrog, als alles das, was dich mit höchster Glückseligkeit erfüllt hatte, zunichte wurde, ohne daß deine Liebe zu ihm, deine Gefühle für ihn, deine Hingabe an ihn anders geworden wären, da konntest du dieses Unglaubliche, Unfassliche, Ungeheuerliche nur so verstehen, daß du von entsetzlicher, fürchterlichster, abscheulichster Häßlichkeit kein mücktest . . .

Geschäft mit Tollwut.

(Aus den Archiven des Völkerbundes, Abteilung zur Bekämpfung des internationalen Rauschgifthandels.)

Von Hans Kuer.

Ich habe diese seltsame Geschichte von einem ebenso seltsamen Mann erfahren. Dieser Mann, ein ehemaliger Arzt, lebt in Wien und besitzt ein unerhörtes Wissen. Und vielleicht ließ ihn gerade diese Wissensbürde eigene, absonderliche Wege gehen, die dem Fünfziger mit der schlohweißen Mähne etwas Schreckenhaftes verleihen. Dieser Eigenbrötler war Jahre hindurch dem Rauschgift verfallen. Morphin, Kokain, Haschisch, Heroin und Pantopen, ja sogar Wessal hatte er ausgetostet, bis er sich durch eigenen Willen entwöhnte.

Ab und zu bekommt dieser Mann ganz seltsame Aufträge. Von einem Gelehrten der Toxikologie, der für den Völkerbund zur Bekämpfung des internationalen Rauschgifthandels tätig ist, werden ihm Phiosolen und versiegelte Pulver übermittelt. Es sind Rauschgifte, die stets in neuer Form in den verbotenen Handel gelangen. Und diese Gifte probiert unser Mann am eigenen Leibe aus, schluckt und schnupft sie und schreibt dann über die Wirkungen wissenschaftliche Referate, in denen er die Erscheinungen des Rauschgiftmisses sehr anschaulich und genau beschreibt. Er ist in Europa der einzige offizielle Fachmann zur Erprobung von Rauschgiften am eigenen Leib. Und von diesem Mann habe ich die folgende Geschichte, die trotz des Ernstes der Materie eine gewisse Komik nicht entbehrt.

Heroindörfer.

Jedes Gift kann leichter bekämpft werden, als das Heroin. Der Handel mit Heroin hat trotz energischem Einschreiten der Regierungen noch ganz unerhörte Ausdehnung. Ganze Landstriche im Orient sind heroinsüchtig, es gibt Dörfer, in denen nicht ein Einwohner zu finden ist, der nicht heroinsüchtig ist. Der Besuch solcher Stätten, die übrigens vom Völkerbund im Film festgehalten sind, erweckt einen grauenvollen Eindruck: eine Herde von Ketten waagt einem entgegen, mit trottelhaft herabhängenden Zungen, dabei gepeitscht von einem bis zum Irren im gesteigerten Paarungswillen. Und nun kommen wir zu der Geschichte, die im Archiv des Völkerbundes wegen ihrer Originalität eingereicht wurde.

Ein toller Hund beißt einen Heroinsüchtigen.

In einem dieser Heroindörfer der Türkei geschah es nun, daß eines Tages ein Mann von einem wütenden Hund gebissen wurde. Der Mann war schwer dem Heroingenuß verfallen und da das Pasteurgezetz in der Türkei streng gehandhabt wird, brachte man den Widerstreben in das Pasteurinstitut von Konstantinopel. Hier erhielt er gegen den Hundebiß die Pylsäimpfungen, zugleich aber eine Entwöhnungskur. Nach Monaten lehrte er in sein Heimatdorf zurück, ein gesunder Bursche, entwöhnt dem Gift, fröhlich und schön, stark und kräftig. Im Angesicht der todkranken Heroinsüchtigen wirkte er wie ein Halbgoth. Weidvoll wurde er von seinen Dorfgenossen betrachtet. Es sprach sich herum: Er ist von einem tollen Hund gebissen worden — er ist dadurch stark und jung geworden! Wo ist ein toller Hund? Ein toller Hund wird gesucht! Es war aber keiner da. Jener, der diesen nun Prächtigen, Schönen, Starke biß, war tot.

Hundertfünfzig tolle Hunde — und einer.

Ungefähr einen Monat später, nachdem der Tollwütige gewandert aus dem Pasteurinstitut in Konstantinopel entlassen worden war, wurden drei Tollwütige aus demselben Dorf eingeliefert. Am nächsten Tage fünf, am übernächsten zehn. Nach einer Woche hatte das staatliche Pasteurinstitut nicht weniger als fünfundvierzig Einwohner desselben Dorfes gegen Tollwut zu impfen. Alle wiesen einen schweren, tiefen Hundebiß auf. Und da sie alle auch Heroinsüchtigen waren, so nahm man natürlich auch automatisch an ihnen eine Entwöhnungskur vor. Als aber in der nächsten Woche wieder zwanzig Gebissene eingeliefert wurden, erstattete der Chefarzt der Regierung Bericht und wies darauf hin, daß in dem Dorf scheinbar eine Tollwutkatastrophe ausgebrochen sei. In der nächsten Woche kamen fünfzehn Einwohner. Freiwillig und mit bloßem Grinsen wiesen sie einen furchtbaren Hundebiß meist am Unterschenkel vor. In diesem schrecklichen Dorf mußten ja mindestens zwanzig tolle Hunde ihr Unwesen treiben!

Da machte der Assistentarzt eine Entdeckung:

„Herr Professor! Sehen Sie doch — vergleichen Sie die Bißwunden — die Leute sind alle von demselben Hund gebissen worden!“

Man verglich. Es stimmte haargenau. Es war dasselbe Gebiß.

Jagd nach dem tollen Hund.

Die Regierung bot einen umfangreichen Apparat zur Unschädlichmachung dieses entsetzlichen Hundes auf. Duzendweise wurden verdächtige Hunde verlißt. Der Abdruck ihrer Gebisse stimmte jedoch keinesfalls mit dem der Betroffenen, von denen sich immer neue meldeten. Unglaubliche Mengen von Pylsä-

impfstoff wurden verbraucht und da die Leute schon im Hospital waren, wurden sie eben auch zugleich des Heroins entwöhnt. Langsam gesundete das Dorf. Die auf Staatskosten Entwöhnten begannen ein neues Leben. Mittlerweile wurde weiter nach dem rätselhaften Hund geforscht. Vergebens. Kein Gebiß der getöteten Tiere paßte in die Spur der Wunden.

Der Hund wird gefunden.

Sonderbar und auffallend war, daß mit der schrecklichen Zunahme der Tollwut auch eine Zunahme des Eintommens des Dorfstrickers zu bemerken war. Der Mann wurde zusehends reich. Er war der einzige, der nie dem Heroin verfallen war, der nur damit handelte. Dem Regierungskommissar, der unerkannt in dem Dorf nach dem tollen Hund fahndete, fiel auf, daß der Dorfstricker einen unerhörten Zulauf hatte, der im gleichen Verhältnis zu der Zahl der Gebissenen stand, die sich im Pasteurinstitut von Konstantinopel meldeten. Der Kommissar ging der Sache nach. Er besauste das Geschäft dieses sonderbaren Barbiers und konnte auch unterdrückte Wehschreie wahrnehmen. Und eines Tages wurde das Geschäft umstellt, mitten in seinem Betrieb.

Ganz Absonderliches sah man. Der Laden hatte ein Hinterzimmer, das den Eindruck eines Ordinationszimmers bei einem Zahnarzt erweckte. In der Mitte stand ein sonderbares Gerät: Das Skelett eines Hundelopes, mit starken Spiralfedern verbunden, so daß es richtig zuschnappen konnte. Der Friseur spannte den Kiefer ganz weit auf — er tat es höflich lächelnd — ängstlich schob sich die Hand eines Dorfgenossen zwischen das blanke Gebiß — dann ein scharfes Klappen und ein Wehschrei; fest stießen die toten Zähne in die Hand, blutige tiefe Spuren zeichnend. Genau so höflich lächelnd nahm der Friseur dann sein Honorar entgegen, bis sich unerwartet die Hand des Kommissars auf seine Schulter legte. Der Friseur wurde natürlich verhaftet. Das Geheimnis des tollen Hundes, der 150 Menschen biß, war enthüllt. Als der Friseur die Konjunktur nach dem ersten Hundebiß und der damit verbundenen Gratisentwöhnungskur erfaßt hatte, grub er den toten Hund, den man seinerzeit erschlagen hatte, wieder aus und verfertigte aus dem Gebiß eine feinerische Maschine. Er verdiente viel Geld damit, sehr viel. Und er wird, wenn er aus dem Gefängnis entlassen ist, auch weiterhin Geschäfte machen. Wie sie im Orient eben gehen: mit Heroin oder mit tollen Hunden, wie die Konjunktur gerade ist.

Welt u. Wissen

Interessante Zahlen von der letzten indischen Volkszählung. Nichts ist geeigneter, ein anschaulicheres Bild von dem großen „Völkermuseum“ Indien zu geben, als die nüchternen und doch so beredten Zahlen, mit denen der so eben im englischen Parlament vorgelegte Bericht über die 1930/31 in diesem Riesentum veranstaltete Volkszählung zu uns spricht. Die Zunahme der Bevölkerung beträgt in dem Jahrzehnt, das seit der vorletzten Zählung verlossen ist, 34 Millionen, das ist nur um 6 Millionen weniger als die Gesamtzahl der Bewohner Frankreichs. Die 353 Millionen Inder verteilen sich über ein Gebiet von 2 880 000 Quadratkilometer und bilden fast ein Fünftel der Gesamtbevölkerung der Erde. Die Sprachen, deren sie sich bedienen, sind nicht nur zahlreicher als die in ganz Europa gesprochenen, sondern auch ihrem Bau nach verschiedener. Die Gesamtzahl aller lebenden indischen Dialekte beträgt über 200. Es gibt wenigstens 20 Sprachen im Lande, deren jede von mehr als einer Million, und ein Duzend, die von über 7 Millionen gesprochen werden. Das Riesentum Indien, das alle Gegenstände der gemäßigten und der tropischen Gegenden in sich schließt, weist trotz seiner gewaltigen Ausdehnung nur 35 Städte mit über 100 000 Menschen auf. Die ländliche Bevölkerung bildet fast 90 Prozent der Gesamteinwohnerschaft Indiens. Wenigstens 500 000 Dörfer werden von ihr bewohnt, die gewöhnlich nur aus winzigen Lehmhütten bestehen. Doch hat die letzte Volkszählung neben der Landbevölkerung eine industrielle Arbeiterschaft von 20 Millionen ergeben. Sehr groß ist noch immer die Zahl der Analphabeten, die sich auf 229 Millionen beläuft. Immerhin zeigt die Zählung einen erfreulichen Zuwachs an Bildungsstätten wie auch an Bildungsbefähigten. Besonders eindrucksvoll sind die Zahlen, die von den Fortschritten der so lange vernachlässigten geistigen Erweckung der Frauen sprechen. In den Jahren 1929/30 stieg die Zahl der öffentlich anerkannten Mädchenschulen um 1171 auf 32 910, die der Schülerinnen in diesen Anstalten um 80 483 auf 1 389 241. Außerdem besuchten 817 284 Mädchen die Knabenschulen. Im ganzen kann man also mit 2 Millionen indischer Mädchen, die Schulunterricht empfangen, rechnen, während die Gesamtzahl aller Schüler und Schülerinnen fast 13 Millionen beträgt.